

gab, das war wie bei den Heiligen aller Zeiten die Liebe zu Gott, die hier naturgemäß den Charakter einer sühnenden Liebe annahm. Nicht ohne Grund hatte Matt Talbot eine besondere Verehrung zu den Heiligen, die vor ihrer Befehrung ein Sünderleben geführt hatten. Außerdem ist manches, was uns befremdlich scheinen mag, aus dem Charakter des irischen Volkes zu verstehen. Die Iren hängen ja mit einer wahren Inbrunst an ihrem katholischen Glauben, für den ihre Vorfahren Jahrhunderte hindurch Gut und Blut hingeben mußten.

Bei Matt Talbot zeigte es sich, wie der Mensch für höhere Aufgaben frei wird, sobald er es über sich bringt, auf sich selbst zu verzichten. Nur das Notwendigste behielt Matt von seinem Lohn zurück, alles andere opferte er für die Missionen oder für die Notleidenden. Und er schenkte noch viel mehr als Geld. Weil er sich für das Seelenheil seiner Mitmenschen verantwortlich fühlte, ging er darauf aus, ihnen durch Gebet und Mahnung auf den rechten Weg zu helfen. Seinem Einfluß konnte sich kaum jemand entziehen, und so wurde der Büsser, von dessen Bußleben die wenigsten etwas ahnten, zum Apostel. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn Gott durch höhere Erkenntnisse und durch besondere Gnaden für seine Treue belohnte. Jedenfalls lassen die Bücher, die man nach seinem Tode bei ihm vorfand, auf eine geistige Reife schließen, die man bei einem Manne mit mangelhafter Schulbildung nicht ohne weiteres vermutet.

Sir Joseph A. Glynn hat das Leben Talbots beschrieben. Das Buch ist bereits in ungefähr zwanzig Sprachen übersetzt worden. Unter dem Titel „Talbot der Büsser, ein Heldenleben aus unsern Tagen“ habe ich im Verlag des Johannesbundes in Leutendorf eine deutsche Bearbeitung veröffentlicht.

Heinrich Huthmacher S. J.

Ludendorff — Hoensbroech

Wer hätte gedacht, daß General Ludendorff in die Bahnen Hoensbroechs einlaufen, ja dieselben noch überholen würde?

Und doch ist es soweit gekommen. Sein neuestes Buch: Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende von Erich Ludendorff und Mathilde Ludendorff (Dr. med. v. Kemnitz). 80 (190 S., München 1929, Ludendorffs Volkswarte-Verlag), bringt den Beweis dafür.

Dieses Buch, das in dem Organ Ludendorffs „Ludendorffs Volkswarte“ (Nr. 19, vom 8. Sept. 1929) von seinen Verfassern und ihrem Verlag als erstmalige Aufdeckung des innersten Wesens des Jesuitenordens und als Rettung nicht allein des deutschen Volkes, sondern aller Völker in den höchsten Tönen gepriesen wird, ist nichts anderes als eine Sammlung von alten Fabeln, gefälschten Briefen und Schriftstücken, gefälschten oder verstümmelten Zitaten und daraus sich ergebenden ungeheuerlichen Behauptungen. Da erscheinen als Mittel der Jesuiten Folter und Scheiterhaufen, die Juden Laynez, Borgia und Calmeron, Zusammenarbeiten des Ordens mit Juden, Freimaurern und Illuminaten, die Vernichtung Preußens, die Anzettlung des französischen Krieges 1870/71, die Wirtschaftsbetätigung in Beherrschung der großen Schiffahrtslinien und der großen Warenhäuser, die Jesuitenmillionen für Thyssen und Scherl, das Zeitungsinsertengeschäft in jesuitischen Händen, der reiche Gewinn aus dem Blutvergießen des Weltkrieges usw. „Das Ausaugesystem des Jesuitengenerals lagert über der gesamten Wirtschaft aller Völker... Die deutsche Wirtschaft und die Wirtschaft aller Völker wird von diesem kalten Riesenpolyp ausgesaugt, der noch gefährlicher ist, weil verborgener, als der jüdische Völkerschächter. Wie in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist der Jesuitengeneral wieder eine wirtschaftliche Großmacht ersten Ranges geworden“ (S. 127). Bei der ungeheuren Macht dieses Riesenpolyps ist es nicht mehr so ganz zu verwundern, wenn demselben von Ludendorff göttliche Ehren zuerkannt werden. Er schreibt: „Schon am 8. Dezember 1854 erklärte Papst Pius IX. die unbefleckte Empfängnis Mariens als göttlich offenkundiges Dogma. Damit war nach jesuitischer Ansicht die Göttlichkeit des Jesuiten-

generals, des Christus quasi praesens als Sohn der Maria nicht nur im Geheimdogma des Ordens, sondern dogmatisch in dem Glauben der Kirche festgelegt.“

Diese Göttlichkeit wird dann von der Gemahlin Ludendorffs, die in Ludendorffs „Volkswarte“ als große Philosophin und Psychiaterin gepriesen wird, näher begründet in einem eigenen Kapitel „Des schwarzen Papstes göttliche Majestät“. Dasselbe stellt fest:

1. „Die römisch-katholische Kirche ist der prunkvolle Hostienschrein. In ihm ruht die weiße Hostie, die durch die Konsekration zum mystischen Leibe Christi werden kann. Diese weiße Hostie ist der Papst. Spricht er im Amte (ex cathedra), so heißt das, daß die Konsekration stattgefunden hat, daß also Christus in die Hostie, in seinen mystischen Leib einging. Dann ist der weiße Papst ‚Vicarius Christi‘, d. h. Stellvertreter Christi, und deshalb für alle Welt unfehlbar. Solange also die Konsekration statthät, solange der weiße Papst im Amte spricht, muß die römisch-katholische Welt und dereinst die ganze Menschheit dem weißen Papst blind gehorchen. Aber auch sonst hat sie ihm göttliche Verehrung zu zollen, so wie man auch der Hostie im Hostienschrein am Hochaltar göttliche Verehrung zollen muß, weil Christus in sie eingehen kann. ...“

2. „Der General des Jesuitenordens aber, der schwarze Papst, ist ‚Christus quasi praesens‘, d. h. der ‚gleichsam gegenwärtige Christus‘. Das ist mehr als der ‚Vicarius‘, der Stellvertreter Christi, der weiße Papst. Der Jesuitengeneral ist also nicht nur bei amtlichen Erlassen, sondern immer unfehlbar. ... Fügt sich der weiße Papst nicht der Obrigkeit des schwarzen Papstes, so ist er untauglich geworden, Hostie für Christus zu sein. Die Konsekration kann nicht mehr statthaben. Der weiße Papst ist nun wie eine verdorbene untauglich gewordene Hostie und muß wie sie vernichtet werden. (Der weiße Papst Klemens XIV. kannte offenbar den Sinn des Geheimdogmas. Als er die Bulle des Verbotes des Ordens unterschrieb, wußte er, daß seine Vergiftung durch die Jesuiten bald folgen werde.)“

Es erhebt sich hier die Frage, wie es denn überhaupt möglich ist, solche Torheiten auszudenken. Außer andern Gründen scheint ein Autor Ludendorff besonders verhängnisvoll geworden zu sein, nämlich Hoensbroech. Ganze zehn jesuitenfeindliche Schriften dieses Deserteurs aus seinem Orden hat der General benützt.

Wir glauben deshalb jenen jesuitenfeindlichen Schriftstellern, denen es um die Wahrheit zu tun ist, einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier Entwicklung und Ausgang des Erjesuiten in den Hauptzügen zu schildern versuchen.

Im Jahre 1891 veröffentlichte Paul von Hoensbroech S. J. eine Schrift (152 S.) mit dem Titel: „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?“ Das Vorwort datiert Graeten, 10. Januar 1891. Diese Schrift bringt eine Widerlegung der landläufigen Einwendungen gegen den Orden. Hier erklärt Hoensbroech (S. 26): „Es ist für einen ehrlichen Mann, welcher seit zwölf Jahren dem Jesuitenorden angehört, welcher sich ihm angeschlossen hat, um Gott zu dienen, im Streben nach der christlichen Vollkommenheit, welcher im Jesuitenorden verbleibt, weil er erkannt hat und täglich mehr erkennt, daß der Geist dieses Ordens wirklich ein Geist der Wahrheit, Heiligkeit und aller christlichen Vollkommenheit ist, es ist, sage ich, für einen solchen bitter und verdemütigend, versichern zu müssen, daß die Fahne, welcher er folgt, eine fleckenlose Fahne, daß das Kleid, welches er trägt, ein ehrliches Kleid, daß die Gesellschaft, in welcher er lebt, eine ehrliche Gesellschaft, kurz, daß er kein Heuchler und kein Schuft ist.“

Im selben Jahre gab Hoensbroech eine Broschüre heraus: „Professor Dr. Paul Ischackert und die authentischen Gesetze des Jesuitenordens.“ Dieselbe beginnt: „Seit Jahresfrist ergießt sich eine wahre Flut von Schimpf und Verleumdung gegen den Jesuitenorden. Stände nur unsere eigene Ehre dabei auf dem Spiel, ich glaube, wir würden zu allem schweigen. Aber unsere Ehre ist auch die Ehre der katholischen Kirche, welche uns geboren; und die Katholiken, welche in Verehrung und Liebe dem

Jesuitenorden anhängen, haben ein Recht darauf, die Angriffe gegen ihn zurückgewiesen zu sehen.“

Eine weitere Verteidigung richtete Hoensbroech im Laufe des Jahres 1891 gegen Harnack: „Die Preussischen Jahrbücher, Professor Adolf Harnack und die Jesuiten.“ Hier hebt Hoensbroech u. a. hervor (S. 63): „Unwahr sind die Behauptungen von den ‚abgefeimten Ratschlägen‘ der Jesuitenmoral; solche verleumderische Hegereien sollte Professor Harnack füglich den Organen des ‚Evangelischen Bundes‘ überlassen.“

Ein starkes Jahr später, Dezember 1892, erfolgte seine Flucht aus dem Ordenshause in Graeten (Holland). Nach zwei Monaten, Februar 1893, veröffentlichte Hoensbroech einige Artikel in der „Neuen Preussischen Kreuzzeitung“. Eingangs dieser Artikel schreibt Hoensbroech (Kreuztg. 22. Februar 1893, Nr. 89):

„Zur Belehrung und zur Aufklärung über den Jesuitenorden haben Schriften und Artikel der letzten Jahre Vieles und Wertvolles beigetragen. Manches ist zu den Fabeln geworfen worden, was noch 1872 bei hochgebildeten Männern für Wahrheit galt. Schwerlich wird ein Reichsbote von heute die Anklagen erneuern auf Königsmord oder revolutionäre Umtriebe; gewiß wird er zum Beweis der Schlechtigkeit des Jesuitenordens dessen Aufhebung durch Klemens XIV. nicht mehr geltend machen. Solche Dinge sind gründlich und überzeugend abgetan durch die Schriften des Jesuitenpaters Duhr (‚Jesuitenfabeln‘) und des Grafen P. v. Hoensbroech (‚Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?‘) — Letzterer hat übrigens, wie uns mitgeteilt wird, den Jesuitenorden inzwischen verlassen.“

Die Artikel in der „Kreuzzeitung“ erschienen dann etwas erweitert Mai 1893 in den eben noch von ihm angefeindeten „Preussischen Jahrbüchern“ (S. 300—327) unter dem Titel „Mein Austritt aus dem Jesuitenorden, von Graf Paul v. Hoensbroech“¹. Hier erklärt er, daß er die

Schriften zur Verteidigung des von ihm verlassenen Ordens „mit ganzer Hingabe an die Sache, mit voller Überzeugung, zur Bekämpfung der Unwahrheit und zur Aufdeckung der Verleumdung“ geschrieben (S. 303), und eben dort preist er den Jesuitenorden als „eine wunderbare, großartige Institution; seine Ziele sind die umfassendsten und, weil auf den Richtlinien der Ziele des Christentums liegend, die edelsten, erhabensten, würdig der Begeisterung und des Lobes. Das habe ich nie verkannt und werde es auch nie verkennen“.

Von der Jesuitenmoral schreibt Hoensbroech: „Was speziell die vielgeschmähte Moral des Ordens angeht, so ist sie eine Moral von tadelloser Lauterkeit; die sogenannte ‚schlechte Jesuitenmoral‘ bildet die eigenen Glieder des Ordens zu Männern des reinsten Lebenswandels heran. Wer in den Werken jesuitischer Moraltheologen bewandert ist, wird zwar leicht eine ganze Reihe von Entscheidungen und Auffassungen herauschreiben können, die dieser Behauptung zu widersprechen scheinen und von denen viele auch wirklich abzuweisen sind. Aber solche Entscheidungen sind Irrtümer spitzfindiger Köpfe; es sind keine Verirrungen des Herzens. Sie gingen hervor, nicht wie man vielfach behauptet, aus dem Bestreben, den Weg zum Himmel leicht und breit zu machen, sondern aus dem Bestreben, die haarscharfe, ja oft kaum zu erblickende Grenze zwischen moralisch Erlaubtem und Unerlaubtem zu ziehen. Aus solchen Aussprüchen die Moral des Ordens konstruieren zu wollen, ist töricht und ungerecht zugleich.“¹

Im selben Jahre veröffentlichte Hoensbroech in den „Preussischen Jahrbüchern“ einen weiteren Artikel „Moderner Jesuitismus“, der ebenfalls als eigene Broschüre erschien (Berlin 1893, 54 S.). Hier bestätigt er (S. 50): „Ich habe in der Schrift: ‚Mein Austritt aus dem Jesuitenorden‘ die Erklärung abgegeben: die ‚schlechte Jesuitenmoral‘ erziehe die eigenen Glieder zu Männern des lautersten Lebenswandels. Schon dieser Ausdruck

¹ Auch als Broschüre in mehr als zehn Auflagen verbreitet.

¹ Preuß. Jahrbücher 304 f. Mein Austritt⁵ (1893) 9 f.

läßt zur Genüge erkennen, daß ich damals das Wort ‚Moral‘ im engsten Sinne, als Sittlichkeit im Gegensatz zur Unsittlichkeit, auffaßte, und in diesem Sinne bleibe ich bei der Anerkennung des lauten Lebenswandels der Jesuiten auch heute noch.“

In dieser zweiten Broschüre erklärt Hoensbroech S. 6: „Ihr Schreiber, so sehr er am positiven Christentum festhält, steht nicht mehr auf katholischem Boden... Dieser Bruch mit der katholischen Kirche ist ‚jenes Ereignis‘, das ich in meiner ersten Schrift erwähnte, das den Bruch mit dem Jesuitenorden endgültig herbeiführte. Wären meine religiösen Überzeugungen nicht ins Wanken geraten und gestürzt, ich hätte nie den Jesuitenorden verlassen, so sehr auch sein System und Wesen mir widerstrebte.“

Je mehr sich die Zeit von der Zeit der Flucht entfernt, um so mehr verdüstert sich bei dem Flüchtling das Bild des Ordens. In seinen Lebenserinnerungen (14 Jahre Jesuit) steht vor dem Wirrauge der Orden als „raffiniertes Verbrechen“, dessen Geist gekennzeichnet wird als „Geist des Luges und Truges, maßloser Selbstsucht, Geist der Habgier nach der Menschen Hab und Gut, als Geist der Unreligion und des Antichristentums“. Schließlich im Todesjahr kann er schon keinen Ausdruck mehr finden, der stark genug wäre, den Orden zu brandmarken, es bleibt nur übrig: „das Geheimnis der Bosheit“.

Nachdem Hoensbroech das Papsttum, wie er wähnte, endgültig zur Strecke gebracht, wagte er sich 1921 auch an das Christentum in seiner Schrift „Das Wesen des Christentums“. Ein protestantischer Gelehrter, Pfarrer Dr. Friedrich Rump, urteilte darüber in der Berliner „Kreuzzeitung“ (1921, Nr. 331): „Ich habe Bedenken getragen, ob ich diese Schreibübung des sattem bekannten Mannes für die Leser der ‚Kreuzzeitung‘ überhaupt anzeigen soll. Wir lehnen Hoensbroech, der von der katholischen Kirche — ohne innern Gewissenszwang, wie er selbst erklärt hat — in die evangelische Kirche übertritt, lediglich um seiner ‚religiösen Vagabondage‘ ein Ende zu bereiten, dann nachdem

er dieser Jahre hindurch angehört hat, aus ihr austritt, um schließlich wieder in sie zurückzukehren, der unmittelbar nach Ausbruch der Revolution eine mit keinem anständigen Worte zu kennzeichnende Schmähschrift gegen den unglücklichsten Mann der deutschen Geschichte auf den Markt geworfen hat, als Vertreter wirklicher Deutschart ab, auch als Vertreter der Belange wirklichen Christentums... Auch braucht Hoensbroech dem ‚Andenken des großen Menschen Jesus Christus von Nazareth‘ nichts zu widmen, im Gegenteil, geistliche Keuschheit sollte ihn davor bewahren. Ich bin auch bei diesem Buche wieder einmal ganz entsetzt über die Oberflächlichkeit und Selbstgefälligkeit des Verfassers, der, jeglicher Selbstkritik bar, derartiges drucken läßt, keine Spur des Willens und der Kraft, systematisch zu gestalten, zu entwickeln, darzustellen. Wer kauft in jetziger Zeit nur solche Sachen!“¹

Die letzte Schrift, die Hoensbroech veröffentlichte, trägt den Titel „Wider das Papsttum, Berlin 1922“. Der Haß gegen das Papsttum nimmt hier die bedenklichsten Formen an; die krankhafte Manie tritt ganz offen zu Tage. „Ein bemitleidenswertes Buch“ — so die „Germania“ (7. Juli 1922, Nr. 315) — „hat Paul Hoensbroech geschrieben, das geeignet ist, ihm den letzten Rest von schriftstellerischem Kredit zu nehmen, wenn er noch einen solchen irgendwo besitzen sollte. Seine neue Schrift ‚Wider das Papsttum‘ hat zum Motto Luthers Spruch an die Seinen in der Todeskrankheit zu Schmalkalden: ‚Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst.‘ Die ärgsten Aussprüche von Luthers Haß sind dem Verfasser eben noch stark genug, um seine Seifen damit bis zum Ende zu durchseihen. Am Schluß liest man Luthers Ausruf an die Päpste: ‚Mein Leben soll ihr Henker, mein Tod ihr Teufel sein.‘ ‚Dieser Lutherhaß‘, schreibt Hoensbroech, ‚ist das Blut, das unser Hirn speisen soll.‘ Und früher heißt es bei ihm: ‚Das Papsttum ist der Teufel.‘“ Das Buch scheint fast im Deltirium geschrieben zu sein.

¹ Vgl. auch Literarische Beilage zur Augsburger Postzeitung, 1. Aug. 1921.

Hoensbroech ist am 29. August 1923 gestorben. In den letzten Lebensjahren hat der arme Mann „furchtbar Schweres gelitten... Schmerzlich noch war häusliches Leid. Eine hochbegabte Tochter war im Begriff, ihre Studien abzuschließen und den Dokortitel zu erwerben, da wurde sie geisteskrank... Schon 1922 schrieb mir Hoensbroech: „Mein Lebensabend ist durch alles, besonders durch das unsagbare Unglück meiner Tochter, schwer belastet, und nur mit Mühe halte ich mich aufrecht und arbeite weiter.“¹

Auch die materielle Lage hatte sich traurig gestaltet. In den „Eisernen Blättern“ (Nr. 18 vom 29. Oktober 1922, S. 200 ff.) schildert Hoensbroech die allgemeine „Verelendung“ und seine eigene: „Jeder Lebensgenuss ist uns unmöglich geworden. Der geistigen Nahrung (Bücher, Zeitschriften, Tageszeitungen) müssen wir fast ganz entbehren... Und die leibliche Nahrung? In meinem Haushalt wird einmal wöchentlich (Sonntags) etwas Pferdefleisch gegessen; Butter und andere ‚Kostbarkeiten‘ kennen wir schon seit Jahr und Tag nicht mehr... Meine seit Jahr und Tag an das Krankenlager einer Tochter gefesselte Frau steht in den Reihen der Heimarbeiterinnen.“

Zur selben Zeit ersuchte er den Schweizer Pfarrer Schüli um die Veranstaltung einer Frankensammlung in der Schweiz für „zwei ehemalige Jesuitenzöglinge“. „Ich war gerne dazu bereit“ — so schreibt Schüli — „und hatte die Freude, bei der evangelischen Bevölkerung lebhaftes Interesse und freudige Opferwilligkeit zu finden. In mehreren Sendungen konnte ich ihm Beträge zuwenden, die bei der damaligen Valuta nicht unerheblich waren und für die sich Hoensbroech sehr dankbar zeigte.“²

Auch an weitere Kreise wandte sich Hoensbroech. Im „Schweizerischen Protestantenblatt“ (Basel, 4. Nov. 1922, Nr. 44) findet sich folgende Notiz: „Ein Befreiungswerk. Graf Hoensbroech sen-

det uns im Anschluß an die Sammlung für die rommüden Jesuitenschüler folgende Zeilen: „... Not und Bedürfnis sind aber noch immer gleich groß. Angeregt durch die hochherzige Hilfe, die ich in der Schweiz für zwei frühere Jesuiten gefunden habe, wende ich mich... Bei der ultramontan-jesuitischen Verfolgungswut und Verfolgungsmacht muß alles streng vertraulich durch meine Hände gehen. Berlin-Lichterfelde, Drakestraße 79. Graf Hoensbroech.“

Ein halbes Jahr später, im Sommer 1923, mußte sich Hoensbroech einer Darmoperation unterziehen. Die Kräfte des gesundheitlich zu sehr geschwächten Patienten waren ihr nicht mehr gewachsen. Er verschied an Herzschwäche am 29. August 1923. Kurz vor der Operation, deren Gefährlichkeit er erkannte, schickte er an einen seiner Bekannten in der Schweiz, Pfarrer F. v. Steiger in Hindelbank (Bern), eine Botschaft „von jenseits des Grabes“ mit der Bitte, sie gegebenen Falles, d. h. wenn er infolge der Operation sterben sollte, der Öffentlichkeit bekannt zu geben.

Sie lautet wörtlich: „Seitdem ich vor mehr als 30 Jahren die Widerchristlichkeit und das Kulturfeindliche des Papsttums und des Jesuitenordens erkannt habe, habe ich entgegen einer Welt von Haß, Verleumdung, Unverstand, Unwissenheit und Feigheit den schweren Kampf gegen den römischen Widerchrist und seine Stoßtruppe, den Jesuitenorden, unentwegt geführt. Die leitenden Kreise: Regierungen, Parteien, Presse, haben seit Jahrzehnten schwerste Schuld auf sich geladen, daß sie meinem Mahnruf: Die ultramontane Weltmacht ist durch Aufklärung über sie planmäßig und sachlich, rücksichtslos zu bekämpfen! nicht gefolgt sind. Die genannten Kreise haben, um politische Scheinerfolge zu erlangen, die wichtigsten Kulturinteressen des deutschen Volkes und der Menschheit überhaupt sträflich, gröblich und schmachvoll vernachlässigt, ja verraten. Auch der Protestantismus und seine Geislichkeit haben sich mit schwerer Schuld beladen. Der berechtigte Lutherhaß gegen das Papsttum ist, als große Flamme, erloschen. Luthers berechtigter Wunsch: ‚Gott erfülle euch mit

¹ M. Schüli, Graf Paul Hoensbroechs Leben und Wirken (Zürich 1928) 30 f.

² Ebd. 30.

Haß gegen das Papsttum! ist nicht in Erfüllung gegangen. Auch im Protestantismus herrschen Unverstand, Unwissenheit, Feigheit, schele Kompromißsucht. — Protestanten der Welt! Raffet euch auf gegen eure Todfeinde! Der unselige Weltkrieg hat die Macht des Papsttums und des Jesuitenordens wesentlich gestärkt. Stemmet euch gegen sie! Kämpfet mit männlicher Unerfrohenheit und hochherzigem Opfermut für Geistesfreiheit in Religion, Politik und Kultur! Die Zeit wird kommen, da man meine Worte und die von mir gewiesenen kirchenpolitischen und kulturellen Wege als richtig erkennen wird. Möchte es dann nicht zu spät sein! Die Zeichen der Zeit mahnen zur raschen entschlossenen Tat: zur antirömischen, antijesuitischen Aufklärungsarbeit! Graf Hoensbroech.¹

Drei Jahre nach seinem Tode erschien in der Schweiz ein Opus postumum des Grafen: „Der Jesuitenorden. Eine Enzyklopädie.“ In der Einleitung (Lichterfelde-Berlin 1923) erklärt Hoensbroech: „Ich stehe am Ende meines Lebens, und obwohl ich mein redlich Teil geleistet habe, Aufklärung zu verbreiten über den größten Religions-, Christentums-, Staats- und Kulturfeind, den Jesuitismus, so daß ich sagen kann non omnis moriar, so will ich doch nicht ins Grab steigen, ohne noch einen großen Schlag gegen den Antichristen zu führen. Kenntnisse, theoretische und praktische, besitze ich, um über den Jesuitenorden ein für seine Beurteilung immer grundlegend bleibendes Werk zu schreiben....“ In dem Kulturkampf „war niemand (der leitenden Regierungsmänner) seiner großen Aufgabe auch nur annähernd gewachsen, weil keiner die erforderlichen Kenntnisse besaß. Nichts als Halbwissen, Oberflächlichkeit und Faulheit. Ich wiederhole: eine Schande und ein Kulturverbrechen.... Weil ich in langer Zugehörigkeit zum Orden und in noch längeren Jahren eingehenden Studiums den Jesuitenorden als verderbt und verderblich erkannt habe, will ich seine Verderbtheit und Verderblichkeit unanfechtbar erweisen....“

¹ M. Sch ü l i a. a. D. 32.

Zusammen mit meinem Werke „14 Jahre Jesuit“ ist diese Enzyklopädie die umfassendste und zuverlässigste Darstellung des Jesuitenordens, die es bisher gibt. Möchte sie wesentlich beitragen, den Orden zu enthüllen als das, was er, in seiner Gesamtheit betrachtet, ist, „das Geheimnis der Bosheit“ (2 Thess. 2, 7).“

In Wirklichkeit ist die Enzyklopädie die umfassendste neuere Zusammenstellung von alledem, was in alter und neuer Zeit unkundige Protestanten, unfreundliche und unkritische Katholiken, haßerfüllte Janse-nisten und Altkatholiken gegen die Jesuiten vorgebracht haben. Jede Quelle, auch die giftigste, ist dem Sammler recht, wenn sie nur trübe Wasser gegen die Jesuiten speit. Durch die Maßlosigkeit seiner krankhaften Erbitterung bringt sich der Verfasser selbst um allen Kredit bei jedem nur halbwegs Unterrichteten. So wenn er die einfältigsten Fabeln, wie die von der verratenen Generalbeicht der Kaiserin Maria Theresia, von den Vergiftungen und dem Blutvergießen der Jesuiten krampfhaft zu verteidigen sucht; wenn er den P. Meschler als „ganz unehrlich, bewußt unwahrhaftig“ brandmarkt; wenn er vom Briefe des hl. Ignatius über den Gehorsam schreibt: niemals ist etwas Unchristlicheres, etwas Unsittlicheres vorgeschrieben worden; wenn er die „eingeborene Unwahrhaftigkeit des Ordens“ zu erweisen sucht. Ungefähr alle Jesuiten sind ihm Fälscher. „Von deutschen Jesuiten verdienen als solche ‚Geschichte‘ schreibende Fälscher genannt zu werden: Rieß, Bauer, Schneemann, Meschler, Stiglmayr, Blöger, Cathrein, Spillmann, Baumgartner, Pfälf, Duhr, Pachtler, v. Rostig-Rieneck, Michael, Grisar, Brischar, Braunsberger“ (S. 500). „Hauptfälscher unter den deutschen Jesuiten sind Reichmann, Duhr, Cathrein, Pachtler, Tilmann Pesch, Stiglmayr, Meschler“ (S. 332). Eine der unwahrhaftigsten Verteidigungsschriften ist von dem Jugendbildner (!) Stiglmayr (S. 351). Im Jahre 1894 veröffentlichte Hoensbroech eine anonyme Schrift von 44 Seiten: „Das sechste Gebot und die christliche Ehe in jesuitisch-redemptoristischer Be-

handlung von einem deutschen Theologen“ (Berlin 1894 [4. Aufl. 1895], 75 Pf.). Er will darin durch eine „wahre Schlammslut von Schmutz“ „für jeden verständlich die verführerische Schlechtigkeit der jesuitischen Lehren“ dartun. Ein protestantischer Theologe, Prof. Krüger, urteilte darüber: „Die Veröffentlichung dieses Schriftchens wäre unseres Erachtens besser unterblieben. Der ungenannte Verfasser, ein ‚sehr bekannter Theologe‘, wie die Verlagshandlung in der Anpreisung sagt, teilt aus Lehmkühls Theologia moralis die Abschnitte, die ‚von den Pflichten in Bezug auf das eheliche Gut und von den Unzuchtünden‘ handeln, in wortgetreuer deutscher Übersetzung mit, d. h. also, er wirft das, was der Jesuit in schwerem Latein für den Unterricht der Beichtväter bestimmt hat, in leichter Form unter die urteilslose Menge. Ich vermag ein solches Verfahren nicht zu billigen: es ist weder gerecht gegen den Autor, noch erwächst der guten Sache daraus ein ersichtlicher Nutzen. . . . Der Jesuit, wenn anders er die Beichtväter nach seiner Meinung richtig instruieren und sie in den Stand setzen wollte, um Dinge, die oft genug vorkommen mögen, an dem Maßstab katholisch-jesuitischer Betrachtungsweise richtig abzuschätzen, konnte und durfte mit all den Einzelheiten nicht zurückhalten. Daß alle die Fälle, die Lehmkühl aufzählt, einem vielbeschäftigten Beichtvater entgegentreten können, wird der ‚deutsche Theologe‘ selbst nicht leugnen wollen. Schlimm genug, daß es der Fall ist! Wozu aber einem nicht urteilsfähigen Publikum all diese Dinge vorsehen? Ich bin überzeugt, daß sehr viele, wenn nicht die meisten Leser dieser Broschüre dadurch ganz unnötig auf Dinge aufmerksam gemacht werden, die man eben in der breiten Öffentlichkeit nicht erörtert und die auch Lehmkühl nicht erörtert hat. Also nicht der Jesuit, sondern der ‚deutsche Theologe‘ wird schuld daran sein, wenn weiteste Kreise davon erfahren. Zum Beweise, daß der Jesuit dem Beichtvater Vorsicht und Dezenz in der Behandlung geschlechtlicher Fragen tatsächlich empfiehlt, führe ich Folgendes an: Nachdem von einem be-

sonders schweren Fall ehelicher Unzucht die Rede war: ‚Hierüber in der Beichte Fragen zu stellen, halte ich für sehr unflug und ärgerniserregend. Sollte aber das Beichtkind dieses Abscheuliche aus sich nicht herausbringen und doch, ohne es gesagt zu haben, keine Gewissensruhe finden, so soll der Beichtvater, wenn er moralisch gewiß ist, daß es sich hierum handelt, möglichst keusch fragen‘ (S. 36). Kann man sich zarter ausdrücken? Und Dinge, nach denen in der Beichte zu fragen, der Jesuit schon für unflug und ärgerniserregend hält, werden uns hier ohne den Schleier der fremden Sprache vorgeführt! Der ‚deutsche Theologe‘ würde der Sache einen viel größeren Dienst leisten, wenn er einmal Anweisung gäbe, wie im Gegensatz zur jesuitischen Ethik die protestantische, d. h. die christliche Ethik derartige Fragen zu behandeln hat, ohne die Idee der Ehe zu verletzen und doch den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend. Das würde unsern Pfarrern vielleicht sehr nützlich sein. Aber wenn das geschähe, so müßte es freilich lateinisch geschehen, damit nicht Frauen, Mädchen und unreife Jünglinge es für wenige Pfennige lesen können. Der ‚deutsche Theologe‘ hat in seinem großen Idealismus die Frage sich gar nicht vorgelegt, ob die jesuitische Ethik nicht am Ende so verführerisch ist, daß der Erfolg seiner Broschüre ein ganz anderer sein könnte, als er vermutet. Darum wünschen wir dringend, daß sie so wenig wie möglich von Leuten gelesen werde, die sich nicht berufsmäßig mit so heiklen Fragen befassen müssen.“¹

Diese und andere ähnliche Verurteilungen hielten Hoensbroech nicht ab, den ganzen Inhalt in seinem „Papsttum“ wieder abzudrucken. Und nun wird in der Enzyklopädie die ganze „Schlammslut von Schmutz“ auf 20 Seiten unter dem Titel „Beichtschmutz“ von neuem der lüsternen Menge preisgegeben.

Die Zitate, die Hoensbroech beibringt, können richtig sein, von vornherein steht aber die Vermutung gegen die krankhaft

¹ Christliche Welt 1895, Nr. 42, Sp. 1012.

getrübten Augen des Verfassers. Die Unzuverlässigkeit aller seiner Zitate nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst Naumanns.

Im Jahre 1902 brandmarkte er in seiner Schrift: „Was ist Wahrheit? Eine Frage gestellt an den Grafen Paul Hoensbroech“ (Mugsburg, Kransfelder), den Grafen Hoensbroech als einen „ganz erbärmlichen Abschreiber, der noch nicht einmal richtig ab- und ausschreiben kann, der nichts weiter zu tun hat als Kehricht aus allen möglichen dunkeln Winkeln herbeizufügen, recht schmutzigen Kehricht“ (S. 2f.). Sein Urteil faßt Dr. Naumann am Schluß in die Worte: „Weil Sie (Herr Graf) nicht ehrlich waren gegen sich, wurden Sie es auch nicht gegen andere. Sie schrieben keine Geschichte, Sie schrieben haßerfüllte Pamphlete“ (S. 185).

In seinen Fehdebriefen wider den Grafen P. Hoensbroech (Quos ego! Regensburg 1903, Manz) nahm Dr. Naumann die einzelnen Zitate von Hoensbroech unter die Lupe und stellt fest: „Protestantische wie katholische Forscher haben gleichmäßig nachgewiesen, daß Graf Hoensbroech ohne Angabe der Quellen ungezählte Autoren geplündert hat, daß er falsch zitiert, daß er falsch übersetzt, daß er Tatsachen, die er wissen mußte, verschweigt und entstellt“ (S. 16). „Ich will ganz davon absehen, daß Sie geradezu haarsträubende Fälschungen und Entstellungen der einzelnen Zitate sich zuschulden kommen lassen und durch das Faktum an und für sich, daß Sie nämlich eine derartige Zitiermethode belieben, begehen Sie schon Fälschungen, indem Sie die Autoren nicht Ihr wahres Gesicht dem Publikum zeigen lassen, sondern eine beliebige Maske, die Sie ihnen schnell aufsetzen“ (S. 58).

Im Verlauf werden dann Hoensbroech über hundert Fälschungen nachgewiesen. Weitere Fälschungen führt Dr. Naumann an in seinem Werke „Der Jesuitismus“ (Regensburg 1905, Manz) und kommt dort zum Schluß, „daß Hoensbroech in seinem Haß gegen den Orden, in seiner Art und Weise, ihn anzugreifen, selbst im 16. und 17. Jahrhundert von sehr wenigen

Autoren erreicht ist. Es ist traurig, daß der neueste Jesuitenfeind einer der skrupellosesten ist von allen, die es gegeben hat“ (S. 538).

Auch von anderer Seite wurden Hoensbroech Zitatenfälschungen nachgewiesen, so von Prof. Heiner (Archiv für kathol. Kirchenrecht 83 [1903] 411 ff. 653 ff.; 85 [1905] 287 ff.), von Prof. Mausbach (Die ultramontane Moral nach Graf Paul v. Hoensbroech, Berlin 1902, Germania, 29 76), von Cardauns (in den „Histor.-Polit. Blättern“ 126 [1900] 698–708) und in einer Artikelserie „Graf Hoensbroech als Zitatenfälscher“ in der „Germania“ Nr. 211 212 223, 14., 15., 28. Sept. 1912, und später Nr. 447, 25. Sept. 1913: „Wieder einmal der Zitatenfälscher P. v. Hoensbroech“).

Daraus folgt, daß kein Zitat aus dem Sammelbuch Hoensbroechs wissenschaftlich berücksichtigt werden kann, wenn es nicht anderweitig unanfechtbar festgestellt ist.

Als Hoensbroech im Jahre 1919 seine Schmähschrift „Wilhelms II. Abdankung und Flucht“ herausgegeben, wies ihm Joh. Dietrich in einer Antwort „Paul Graf v. Hoensbroech als Gefolgsmann der Hohenzollern“, Leipzig 1919, Mangel an Wahrheitsliebe nach, besonders durch Gegenüberstellung von Texten aus „14 Jahre Jesuit“.

Als sehr traurig bezeichnete es Dr. Naumann, daß die jesuitenfeindliche Presse den Grafen Hoensbroech, der Hunderte und Aberhunderte von Fälschungen vorgenommen, trotzdem sie darüber aufgeklärt war, bejubelt und diesen „Gelehrten“ als einen tiefgründigen Denker und Forscher pries.

Trotzdem rühmt der deutschnationale Pastor Traub in den „Eisernen Blättern“ vom 15. Juli 1926 die neue Fabelsammlung als „unentbehrliches Nachschlagebuch“, als ein Zeugnis nicht nur für den Sammeleifer, sondern auch für die „methodologische Schulung“ des Verfassers und fordert alle Konsistorien, Kirchenämter und alle öffentlichen Büchereien auf, das Werk sofort zu kaufen und einzustellen. Dann folgt der Evangelische Bund. Seine offizielle

„Deutsch - Evangelische Korrespondenz“ stößt in der Nr. 31, Berlin 4. Aug. 1926, kräftig in die Posaune: „Das Werk (Die Jesuitenenzyklopädie) ist aus den Quellen zusammengestellt. Hoensbroech ist wie kein anderer befähigt und befugt, die Schädlichkeit des Ordens für die religiöse, staatliche und kulturelle Welt aus Lehren und Tatsachen unanfechtbar zu beweisen. Sein Urteil ist objektiv und gerecht, klar und sicher. . . . Als reichhaltige Kustkammer . . . wird diese Enzyklopädie die besten Dienste tun; sie ist ein Werk von dauerndem Wert.“

Man kann dieses kritiklose Ausposaunen Ludendorff in etwa zur Entschuldigung anrechnen, wenn er sich ganz auf Hoensbroech verlassen hat. Aber es wäre doch auch seine kritische Pflicht gewesen, die Literatur über die Elaborate des Exjesuiten etwas näher anzusehen. Sie fehlt vollständig in seinem Verzeichnis der benützten Quellen. Da sucht man vergebens die Namen Pilatus, Kostig, Mausbach, Heiner, Reichmann usw. In

jedem katholischen Lexikon hätte er die näheren Angaben finden können. Dieses Veräumnis hat sich dann bitter gerächt. Er würde z. B. nicht ganze Seiten aus den gefälschten *Monita secreta* abgedruckt haben, um damit die Schlechtigkeiten der Jesuiten zu erweisen. Dann würde auch die Mahnung Harnacks nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein, die dieser gerade wegen der von allen Kritikern als Fälschung gebrandmarkten *Monita secreta* aussprach: „Auch werden leider Fälschungen, wie die *Monita secreta* noch immer gegen die Gesellschaft ausgebeutet.“¹

Darf man hoffen, daß Ludendorff in einer neuen Auflage wenigstens die offenkundigsten Unwahrheiten streichen wird? Seiner „Volkswarte“ hat er ja das schöne Motto aufgedruckt: „Sieg der Wahrheit: Der Lüge Vernichtung!“

B. Duhr S. J.

¹ Theologische Literaturzeitung 21. Februar 1891, Sp. 104 ff.